

Landleben

Bernd Jaspert

Landleben

Erfahrungen und Beobachtungen
in der Provinz

Verlag Traugott Bautz GmbH
Nordhausen 2016

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH
98734 Nordhausen 2016
ISBN 978-3-95948-101-4

Inhalt

Anfänge	7
Wieso?	12
Sozialkontrolle	14
Auf dem Land leben	19
Alles verwerten	26
Geburtstage	29
Feiern	33
Früher	35
Tourismus	37
Verwandtschaft und Freunde	40
Aufregungen	42
Tratsch	45
Verbote	47

Politik	49
Beruf	53
Wege	56
Vorurteile	60
Religion	67
Erfahrungen und Beobachtungen	71

Anfänge

Seit 2009 leben wir auf dem Land. In einem kleinen Dorf. Es hat nur 15 Häuser. Drei davon stehen leer, weil sie alt sind und die Bewohner sich neue gebaut haben.

Ein altes Haus wurde von einem Berliner gekauft. Ab und zu wohnt er ein paar Tage hier. Der Großstädter suchte die Ruhe und meinte, hier auf dem Land fände er sie. Aber er hat sich getäuscht. Denn seine Nachbarn haben einen Hund, der oft am Stück bellt.

Beschwert sich der Berliner über die „Ruhestörung“, dann ist er ein „komischer Mensch“.

Akzeptiert wurde er sowieso nicht von der Dorfbewölkerung. Denn er „hält sich aus allem raus“. Und das darf man im Dorf nicht. Dann gilt man als „Außen-seiter“.

So ähnlich geht es uns auch, obgleich wir uns nicht „aus allem raushalten“.

Meine Frau ist hier geboren. Sie spricht den hiesigen Dialekt und duzt sich mit den Leuten, so wie es hier üblich ist. Ich tue das auch, obgleich mich manche - meistens sind es die Älteren - noch mit „Sie“ ansprechen.

Da wir zuletzt in einem größeren Dorf mit ca. 1 500 Menschen wohnten, die sich, wenn sie nicht miteinander verwandt waren, siezten, fiel mir das

„Du“-Sagen am Anfang schwer. Inzwischen habe ich mich daran gewöhnt.

Man sagt hier nicht nur „Du“ auf dem Dorf, sondern auch in den Geschäften des etwa 2 km entfernten nächsten größeren Dorfes, das sich immerhin „Marktgemeinde“ nennt und uns wie eine Kleinstadt vorkommt.

Hier wird alles eingekauft, was man zum Leben braucht. Denn in unserem Dörfchen gibt es keinen Laden, auch keine Wirtschaft.

Es ist zwar eine Landmaschinen-Firma am Ort, direkt neben uns, und es gibt einen Handwerker - auch nicht weit von uns. Aber ansonsten gehen die jungen Männer „an die Arbeit“. Die alten Männer und die älteren Frauen bleiben zu Hause.

Einige jüngere Frauen gehen ebenfalls „an die Arbeit“; meistens aber nur, um von zu Hause weg zu sein oder um mit dem verdienten Geld den Zweiturlaub der Familie bezahlen zu können. Nicht weil sie unbedingt in ihrem erlernten Beruf bleiben wollen.

Die ganz Jungen fahren morgens mit dem Bus in den Kindergarten oder in die Schule. Sie denken in der Regel nicht daran, später einmal hier im Dorf zu leben.

Was sollen sie auch hier? Die Landwirtschaft, in der ein Teil ihrer Eltern arbeitet - meistens in Nebenerwerbswirtschaft -, ist ihnen nicht rentabel genug.

Trotzdem muss ich mich wundern, wie viele Bauern nebenan in der Landmaschinen-Firma sich einen großen Traktor und/oder andere große Landmaschinengeräte kaufen.

Den meisten Umsatz dürften die beiden Jungunternehmer, die den Betrieb führen, jedoch mit Reparaturen an älteren oder alten Maschinen und Geräten machen.

Immerhin findet zweimal jährlich - im Frühjahr und im Herbst - eine Traktor- und Landmaschinen-Ausstellung statt, die mehrere Tage lang gut besucht ist. Ob es nur an den Thüringer Bratwürstchen und dem Kuchen liegt, die es dabei - auch zum Mit-nach-Hause-Nehmen - gibt?

Ich weiß es nicht.

Als wir hier einzogen, fragten uns manche Leute vom Dorf: „Wollt Ihr wirklich hierher?“

Wir waren etwas verdutzt. Denn wir hatten uns den „Lebensabend“ oder den „Ruhestand“ hier schön vorgestellt: in guter Luft, unter netten Menschen, in schöner Umgebung.

Die Frage war vielleicht nicht böse gemeint. Dahinter steckte möglicherweise die Erfahrung, dass das Leben hier auf dem Land gar nicht so einfach ist.

Nicht nur zum Einkaufen, für jeden Arztbesuch, für jedes Bankgeschäft, für jeden Apothekenbesuch und für jede Post erledigung muss man mit dem Auto 2 km fahren: ins nächste Dorf, in die schon erwähnte „Marktgemeinde“.

Glücklicherweise können wir das noch - meine Frau und ich.

Wir sind ja hier allein. Unser Sohn ist weit weg - eine passende Stelle in seinem Beruf hat er hier in der Umgebung nicht gefunden.

Trotz allem sind wir bis heute - mehr als sieben Jahre nach unserem Umzug - „Außenseiter“ geblieben. Und das obwohl meine Frau den Dorfdialekt spricht und wir uns von den dorfüblichen Bräuchen, besonders bei Geburtstagen und Beerdigungen, nicht fernhalten, sondern sie mitmachen.

Auch am politischen Engagement bei Wahlen, die in der Regel im Dorfgemeinschaftshaus im übernächsten Dorf stattfinden, nehmen wir teil.

Wenn man dabei seinen Personalausweis zur Identifizierung vorzeigen will, wird man zurückgewiesen: „Den brauchst Du nicht. Ich kenn Dich doch!“

Als wir unseren Carport bauten, beauftragten wir einen - den einzigen - Handwerker aus dem Dorf damit, obgleich sein Kostenanschlag über dem von seinen Konkurrenten lag. Wir dachten: Das gehört sich so, wenn man so dicht beieinander wohnt.

Auch das Dach unseres Hauses, das meine Frau schon vor mehreren Jahrzehnten von ihren - inzwischen verstorbenen - Eltern geschenkt bekam und nach über fünfzig Jahren erneuerungsbedürftig war, ließen wir von besagtem Handwerker neu eindecken. Auch diesmal war er teurer als die Konkurrenz.

Es gehörte sich ja so, ihm den Zuschlag zu geben und nicht der Konkurrenz aus einem der Dörfer in der Umgebung

Trotz der Nähe, die sich dabei zwangsläufig, zu ihm und seinen Helfern ergab: Wir blieben „Außenseiter“.

Vielleicht liegt das auch daran, dass wir in keinem Verein sind und beim „Preisschafskopf“, der jährlich in der Fastnachtszeit stattfindet, nicht mitmachen.

Das Vereinsleben wird von der Freiwilligen Feuerwehr bestimmt. Allerdings hat unser Dorf keine eigene Feuerwehr, sondern eine gemeinsame mit zwei Nachbardörfern.

Andere Vereine, in denen wir uns eventuell engagieren könnten, gibt es nicht. Und die Gymnastikgruppe für Frauen, an der sich drei bis vier jüngere Frauen aus unserem Dorf beteiligen, fand meine Frau nicht nur nicht attraktiv genug. Für diese Tätigkeit fühlte sie sich auch zu krank, zumal sie seit Jahren zwei künstliche Hüften hat und unter Asthma und MS leidet.

Von der Verwandtschaft, die hier ringsum wohnt, hatten wir uns auch mehr Hilfe und Kontakt erhofft. Aber wir haben auch schnell gemerkt, dass wir „Fremde“ sind und nur ihre Kreise stören.

Man duldet uns zwar, aber nicht gern.

Wieso?

Eine unserer meistgestellten Fragen in den ersten Jahren auf dem Land begannen immer mit demselben Wort: Wieso ...?

Wir wollten herausfinden, was „man“ tut und was nicht. Wie „man“ lebt und wie nicht. Wie „man“ sich verhält und wie nicht.

An dem „man“ ist schon zu erkennen, dass wir uns unbedingt anpassen wollten. Wir wollten genauso sein wie die schon immer hier wohnenden Dörfler.

Vielleicht war das unser großer Fehler. Wir konnten, ja, wir durften nicht so sein wie sie. Wir waren keine von ihnen. Auch wenn meine Frau bis zu ihrem 27. Lebensjahr hier gelebt hat.

Aber die über dreißig Jahre, die sie dann mit mir in der „Fremde“ war, weg vom Dorf, die wiegen schwerer als die siebenundzwanzig Jahre, die sie hier verbracht hat. Zumal sie schon als junges Mädchen und junge Frau nicht alles so gemacht hat wie die übrigen jungen Mädchen und jungen Frauen im Dorf.

Sie hatte einen Beruf, den sonst hier niemand hatte: Bürokauffrau (damals sagte man noch: Bürokaufmann). Und sie übte ihn auswärts aus. Wie sollte sie auch anders? Im Dorf gab's ja keine Möglichkeit dazu.

Sie war also den ganzen Tag weg. Morgens im Dunkeln verließ sie das Dorf und abends im Dunkeln

kam sie wieder. Man sah sie nicht. Nur am Wochenende, wenn es zum Tanz in eines der Nachbardörfer ging.

Sie fuhr schon Auto und hatte ein eigenes, als andere gleichaltrige junge Frauen aus dem Dorf noch nicht Auto fuhren und auch noch kein eigenes besaßen.

Das hat sie genauso zur „Außenseiterin“ gemacht wie es ihr Vater war. Auch er arbeitete von morgens bis abends auswärts.

Zudem wurden seine Ansichten - über das Dorfleben und über die Politik wie überhaupt über alles, was die Menschen betraf - auch nicht von allen im Dorf geteilt. Manche kritisierten ihn, allerdings nicht öffentlich, nur hinter vorgehaltener Hand.

Überhaupt besteht das Dorfleben viel aus Kritik. Entweder man steckt sie ihn, oder man geht daran zugrunde. Zu fragen: Wieso wird dies und das kritisiert? ist sinnlos. Eine Antwort darauf bekommt man nicht.

Nachbohren ist nicht beliebt und nicht erwünscht. Wer es dennoch tut, um der Sache auf den Grund zu gehen, wird auf dem Land bald merken, was er ist: ein „Außenseiter“, ein „Fremder“. Und er wird es bleiben. Auch wenn er es abstellen will. Denn er kann es nicht abstellen. Die Dörfler sind dagegen.

Es ist nämlich einfacher, mit „Außenseitern“ und „Fremden“ zurechtzukommen als mit Gleichgesinnten. Man muss sich ihnen nicht anpassen. Man kann sein Gegenüber als „Feind“ betrachten. Und das macht vieles leichter.

Sozialkontrolle

Was wir schon von unseren vorigen Aufenthalten auf dem Land her kannten, ist hier in diesem kleinen Dorf noch viel stärker als dort, wo die Gemeinden, in denen wir früher lebten, viel größer waren: die Sozialkontrolle.

Einer beobachtet den anderen, wie und was er tut oder nicht tut; wie und was er sagt oder nicht sagt.

Mit dieser gegenseitigen Kontrolle üben die Menschen im Dorf Macht über einander aus nach dem Motto: Wissen ist Macht. Man könnte auch sagen wie Stalin: „Vertrauen ist gut. Kontrolle ist besser.“

Oft ist den Menschen das aber nicht bewusst. Sie halten diese Art zu leben für normal. Dass sie dabei anderen seelisch schaden können, kommt ihnen nicht in den Sinn.

So weiß man zum Beispiel voneinander, wann man wegfährt oder kommt, oft auch, wohin man geht oder fährt und warum.

Ich habe mich immer gewundert, dass meine Schwiegermutter, als sie es noch konnte, von ihrem Küchenstuhl aufsprang und zum Fenster rannte, um zu gucken, wer gerade vorbeifuhr und in welche Richtung; ob er oder sie einen Traktor fuhr oder ein Auto; ob er oder sie etwas geladen hatte oder nicht; und vor allem: was.

Heute weiß ich: Das war ihre Kontrollsucht über andere. Auf diese Weise hatte sie Macht über sie. Und wenn sie nicht genau wusste, wohin der oder

die Betreffende fuhr, oder warum er oder sie fuhr, fantasierte sie sich etwas zurecht und war dann fest davon überzeugt: So ist es.

An dieser Überzeugung gab es nichts zu rütteln.

So oder so ähnlich dürften es die meisten hier im Dorf halten. Vor allen Dingen ist es wichtig zu wissen, wann jemand die Kartoffeln aussät oder erntet, wann jemand zum Heumachen auf's Feld fährt und wie, mit welchen Geräten.

Weiß man das, weiß man über einen wichtigen Vorgang im Leben des Dorfes Bescheid.

Weiß man, wie viele Kühe jemand im Stall hat, weiß man auch, wie viel Milch dieser Bauer oder diese Bäuerin abgeliefert und was er beziehungsweise sie daran verdient.

So kann man sich zusammenreimen, wie „gut“ oder wie „schlecht“ jemand „dran“ ist.

Man weiß also Bescheid über das Innenleben des Dorfes.

Bis wir hierher zogen - und ich muss gestehen: auch heute noch -, hat mich so etwas nicht interessiert. Denn wie es den andern im Dorf geht, ob ihre Kinder etwas werden oder sind, ob sie viel oder wenig Geld haben, wie sie zurechtkommen mit ihrem Leben, geht mich nichts an. Jedenfalls solange nicht, wie ich nicht um Hilfe gebeten werde.

Man mag das als ein gewisses Desinteresse ansehen. In Wirklichkeit ist es aber ein Schutz. Dieses nicht-wissen-Wollen, wie es den Nachbarn geht, wie sie „dran“ sind, gibt ihnen die Chance zu sein, wie sie wollen, und zu machen, was sie wollen.

Mir bietet diese Gleichgültigkeit, als welche sie auf den ersten Blick erscheint, die Möglichkeit, dem andern unbefangen zu begegnen; ihn nicht nach dem einzuschätzen, was er hat oder wie er lebt, sondern ihn als Mensch ernst zu nehmen, der Herr seines eigenen Lebens ist und dem niemand dreinredet, wie er zu sein oder was er zu tun hat.

Dieses „Desinteresse“ wurde mir von früh an in meiner Erziehung zu Hause und später im Internat, wo wir wirklich hautnah beieinander waren, anerzogen. Es hat mich ein Leben lang davor bewahrt, andere in ihrem Dasein beurteilen zu müssen, um ich - im Unterschied zu ihnen oder genauso wie sie - selbst sein zu können, also meine Identität zu finden.

Wer seine Identität, sein Ich-Sein, nur findet, wenn er sich mit anderen vergleicht, ist ein armer Tropf. Denn er kann nichts Großes, nichts Selbständiges bewirken. Immer fühlt er sich nämlich abhängig von andern. Was würden die anderen dazu sagen? Das ist die Frage, die ihn ständig bewegt. Und vor lauter Fragen kommt er nicht zur Tat, kann er nichts vollbringen, was Wert hätte.

Mit der Sozialkontrolle macht man sich also abhängig von anderen, von anderer Sichtweise. Und das Eigene, die eigene Sichtweise verkümmert oder kommt erst gar nicht zum Zug.

Deshalb muss man sich von der dörflichen Sozialkontrolle - es gibt sie übrigens auch in der Stadt - befreien. Sonst wird man nicht selbständig.

Deshalb ist es kein Wunder, dass alle Großen irgendwann einmal von zu Hause weggingen, um anderswo leben zu können. Was sie suchten, war das ihnen Eigentümliche, das so zu Hause nicht verwirklicht werden konnte.

Man könnte auch sagen: Ohne Abnabelung von der gewohnten, meistens zu engen Umgebung gibt es nichts Neues und Bleibendes zu entdecken. Nur wer etwas Gewohntes verlässt, kann etwas lohnendes, ungewohntes Neues erkunden.

Als wir aufs Land zogen, dachten wir, so etwas auch hier zu finden. Aber wir hatten uns getäuscht.

Zwar hatten wir manches Gewohnte mitgenommen, das uns das Einleben in der neuen Umgebung leichter machte: die Möbel, die Bücher, den PC usw., und sie waren wirklich zuweilen unsere Rettung in der kleinkarierten dörflichen Umgebung. Aber sie banden uns auch an die Vergangenheit.

Mit dem alten Möblement, mit den Büchern, mit dem PC usw. war die Verbindung zu früher nicht gekappt. Sie blieb uns erhalten. Einerseits half sie uns, die Schwierigkeiten des neuen Lebens auf dem Land zu bewältigen und zu überstehen. Andererseits erinnerten sie uns immer wieder daran, wie gut wir es früher hatten.

Auch damals wurden wir beäugt und beobachtet (Sozialkontrolle), sicher auch in bestimmter Weise taxiert und kritisiert, zumal ich durch meinen Beruf (Pfarrer) unweigerlich eine Person des öffentlichen Lebens war und meine Frau dadurch, ob sie wollte oder nicht, auch in der Öffentlichkeit stand. Aber erst

jetzt, wo wir als Privatleute - im Renten- bzw. Pensionsalter - leben, merken wir, wie sehr wir beäugt und beobachtet, taxiert und kritisiert werden.

Der Umzug aufs Land war also ein Lernprozess für uns. Er ist noch im Gange, noch nicht abgeschlossen.

Auf dem Land leben

Wer auf dem Land lebt, hat's gut. Das meinen viele. Aber nicht immer ist es wahr.

Ich habe zwar mitbekommen, dass es Landstriche gibt, in denen die Menschen Neuzugezogenen oder so genannten Fremden gegenüber freundlicher gesinnt sind. Hier, wo wir leben, ist es jedoch anders. Hier ist man den Neuzugezogenen oder Fremden gegenüber zunächst einmal skeptisch. Das „zunächst“ kann dauern - jahrelang. Bei uns dauert es schon sieben Jahre.

Auf dem Land leben ist mit vielen Vorteilen verbunden. Die Natur, die einen umgibt, tut gut. Ebenso die Luft, auch wenn es oft nach Mist oder Trotze (Jauche) stinkt.

Manche Bauern fahren auch dann noch Trotze auf die Felder, wenn es von Amts wegen längst nicht mehr erlaubt ist.

Zu den Vorteilen des Auf-dem-Land-Lebens gehört auch, dass man sich gegenseitig kennt. So könnte man, wenn's gut geht, einander auch helfen, wenn Hilfe gebraucht wird.

In manchen Bräuchen ist diese gegenseitige Hilfe noch enthalten. So zum Beispiel beim Tragen eines Sarges auf dem Friedhof. Bei uns im Dorf ist es noch üblich, dass vier oder sechs fähige, das heißt starke Männer aus der Nachbarschaft den Sarg von der Beerdigungskirche zum Friedhof tragen. Als Belohnung bekommen sie hinterher von den Angehörigen Geld dafür (zur Zeit sind es, soweit ich weiß, 30.- €). Und

sie dürfen natürlich beim „Tröster“ (Leichenschmaus) so viel trinken und essen, wie sie wollen: Kaffee, Bier, Schnaps und belegte Brote oder Brötchen wie Kuchen.

Da die Urnenbestattung seit einigen Jahren auch hier auf dem Land zugenommen hat, geht dieser Brauch immer mehr zurück. Denn die Urne trägt lediglich ein Mann aus der Friedhofskirche. Und das ist in der Regel der Bestatter. Eine Frau habe ich noch nie eine Urne tragen sehen. Vielleicht, weil es kaum Bestatterinnen gibt. Aber das kann sich in den nächsten Jahren ja ändern.

Ein Vorteil, auf dem Land zu leben, sind auch die gegenseitigen Besuche. Vor allem im Winter besuchen sich die Leute - auch ohne besonderen Anlass.

Bei solchen Besuchen wird über alles Mögliche „geschwätzt“. Und das tut gut. Man weiß wieder mehr als vorher, und man hat sich vor allem das von der Seele geredet, was einen belastet oder verwundet hat, mit dem man nicht zurechtkam.

Die Besuche bringen also etwas Befreiendes und Informatives mit sich. Ganz gleich, ob man dabei etwas zum Trinken oder Essen angeboten bekommt oder nicht.

Auf dem Land leben hat aber nicht nur Vorteile. Zu den Nachteilen gehört, dass alles etwas länger dauert. Zum Beispiel, wenn ein Arzt oder Notarzt gebraucht wird. Wenn der Pfarrer oder die Pfarrerin herbeikommen soll.

Zu den Nachteilen zählt auch manche am „grünen Tisch“ getroffene Entscheidung. Bei uns zum Beispiel die Entscheidung der Stadtverordneten der Stadt, in die unser Dorf vor einiger Zeit eingemeindet wurde, dass aus Sparsamkeitsgründen nachts von 23.30 h bis morgens um 3.30 h die Straßenlaternen gelöscht werden. Zumal seit etlichen Monaten - ebenfalls aus Sparsamkeitsgründen - in jeder Laterne nur noch eine Birne brennt (die zweite hat die von der Stadt damit beauftragte Firma, ohne die Bevölkerung zu fragen, einfach entfernt), so dass es insgesamt im Dorf nachts dunkler ist als früher.

In der Stadt wäre so etwas nicht möglich.

Noch haben die Einbrüche in dieser dunklen Nachtzeit von 23.30 h bis 3.30 h im Vergleich zu früher, als die Straßenbeleuchtung noch nicht ausgeschaltet war, nicht zugenommen. Wie lange unser Dorf davon jedoch verschont bleibt, weiß niemand. Wie die Stadtverordneten reagieren, wenn dann doch etwas passiert, weiß auch niemand.

In unserem Dorf ist es auch ein Nachteil, dass es keine Geschäfte zum Einkaufen gibt. Zwar kommt regelmäßig einmal die Woche ein Bäcker mit einem Auto voll verschiedener Backwaren durchs Dorf. Aber der Getränkelieferant, der früher die Dörfler mit Getränkekisten versorgte, kommt seit Jahren nur noch, wenn man ihm seine Fahrt extra bezahlt.

Für die zunehmend älter werdende Bevölkerung unseres Dorfes, die nicht so mobil sein kann wie die Jungen, die schnell in die Umgebung zum Einkaufen fahren können (vor allem in die Märkte, in denen

man nahezu alles Lebensnotwendige bekommt), sind solche Einschränkungen von Nachteil.

Der nächste Augenoptiker hat 12 km entfernt seinen Laden. Konkurrenz hat er in der gesamten Umgebung keine.

Auch Fachärzte findet man kaum welche hier auf dem Land. Bei den Allgemein- und Hausärzten sieht es nicht viel besser aus. Es gibt immer weniger davon. Und die, die da sind, haben oft nicht das Wissen, das man als Patient für einen angemessenen Umgang mit seiner Krankheit bräuchte, oder ihre Praxen sind so überlaufen, dass es einem graut hinzugehen.

Vorab per Telefon einen festen Termin zu vereinbaren, ist sinnlos. Denn vor Ort ist man dann doch auf den Goodwill der leitenden Sprechstundenhilfe angewiesen, wann man drankommt. Ich könnte auch sagen: Es hängt ganz von ihrer Sympathie oder Willkür ab, wann sie einen drannimmt und ins ärztliche Behandlungszimmer schickt.

Sieht sie, die selbst vermutlich Kassenpatientin ist, dann noch auf der Karteikarte oder im Computer, dass man privat versichert ist, ist der vereinbarte Termin sowieso Hekuba.

Zahnärzte gibt es genügend hier auf dem Land, dafür zu wenig Augen- und Hals-Nasen-Ohren-Ärzte.

Überhaupt gehört die mangelhafte medizinische Versorgung zu den Nachteilen des Landlebens, so dass man glauben möchte, man könne es guten Gewissens nur Gesunden empfehlen.